

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 130 (1964)

Heft: 8

Artikel: General Wille und die Heimat

Autor: Schumacher, Edgar

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-41437>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gen Kriegsende allmählich etwas ab. Eine vorläufige Bereinigung fanden sie erst im zweiten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts, als die Schweiz nicht mehr Subjekt, sondern Objekt von Eroberungsplänen war, und sich deshalb auch die Mehrheit bereit fand, im pluralistischen Nebeneinander verschiedenartiger Minoritäten und im Föderalismus wieder etwas Positives zu sehen.

Noch weit deutlicher als die sprachlichen waren allerdings bisher die politischen Minderheiten in ein Schattendasein gedrängt worden durch den allesbeherrschenden Freisinn, der damals viel weitere Kreise umfaßte als heute, zum Beispiel auch die Bauern. Er ließ sich jedes Entgegenkommen an die zurückgesetzten Konservativen und Sozialdemokraten in zähen Kämpfen abringen. Der Proporz für die Wahl des Nationalrates etwa brauchte innerhalb von rund zwanzig Jahren gleich drei Anläufe in Volksinitiativen, bis er am Kriegsende durchdrang und damit zahlenmäßig die größten Benachteiligungen der kleineren politischen Gruppen beseitigte, dafür allerdings andere Unzukömmlichkeiten mit sich brachte.

Besonders zur organisierten Arbeiterschaft hatte das Bürgertum bisher ein harmonisches Verhältnis nicht gefunden. Obwohl auch seine eigene Haltung mitbestimmt war durch Vorbilder, besonders aus dem deutschen Reich, warf es der Sozialdemokratie die ausländische Herkunft ihrer Theorie und mancher ihrer früheren Führer vor und stempelte ihre Anhänger ab als «vaterlandslose Gesellen», die sich im Grunde selbst außerhalb der Gemeinschaft der Patrioten stellten und der Heimat gegenüber zu allem fähig seien. Mindestens ebensoschr wie internationale Doktrinen trieb aber der manchesterliche Klassenkampf von rechts die ursprünglich gar nicht armeerfeindliche Arbeiterschaft zu Beginn unseres Jahrhunderts dem Antimilitarismus zu. Besonders verheerend wirkten dabei Fälle, in denen Kantonsregierungen bei Streiks Truppen angeblich gegen die Störung von Ruhe und Ordnung einsetzten, in Wirklichkeit aber nach unserem heutigen Empfinden öfters zum Schutze der Unternehmerinteressen. Von da her gesehen ist es eigentlich fast verwunderlich, daß bei der schweizerischen Mobilmachung von 1914 Dienstverweigerungen ausblieben und daß sie erst in der zweiten Kriegshälfte einsetzten – übrigens auch dann noch eher von Intellektuellen her als von Arbeitern im landesüblichen Sinne des Wortes.

Zudem litt wohl keine andere Schicht derart unter der wirtschaftlichen Notlage wie die Arbeiterschaft. Deutlicher als an-

derswo zeigte es sich bei der Vorratshaltung, wie sehr sich die Schweiz vom Krieg hatte überraschen lassen. Die vorhandenen Lager an Lebensmitteln und Rohstoffen deckten den Landesbedarf nur für wenige Wochen, was Hamsterwellen und entsprechende Preissteigerungen hervorrief. Da man aber anfänglich immer noch auf eine kurze Dauer des Krieges hoffte und auch organisatorisch gar nicht vorbereitet war, konnte erst von 1917 an die Rationierung einiger Artikel eine gerechtere Verteilung anstreben; doch selbst diese Maßnahme sabotierten beispielsweise bei der Milch gewisse Produzenten offen, wobei sich Behörden außerstande erklärten, ihren Willen durchzusetzen. Im Grunde gab eben immer noch der Wirtschaftsliberalismus den Ton an, der alles vom guten Kern im Menschen erhoffte und deshalb höchstens mit Aufrufen und Mahnungen ermuntern, nicht aber mit Zwang schrecken wollte. Wer in Not geriet, den verwies man auf Almosen und Armenunterstützung; einen rechtlichen Anspruch auf wirkliche Hilfe genoß er nicht, einen moralischen auf die Solidarität seiner Mitbürger kaum. Aus der gleichen Scheu vor früher nicht üblichen Maßnahmen heraus griffen die staatlichen Organe auch zu spät und zu wenig scharf ein gegen die Schieber und Spekulanten teils ausländischer Herkunft, deren massive Gewinne ohne Arbeitsleistung angesichts der herrschenden Teuerung erst recht aufreizend wirkten.

Es ist ein düsteres Gemälde, das wir gerade in den letzten Abschnitten skizziert haben. Doch nur vor diesem Hintergrund versteht man den Landesstreik von 1918 weniger als einen wohlbe-rechneten Anschlag kaltblütiger, internationalistischer Revolutionäre, sondern als eine Explosion infolge aufgestauten sozialen Druckes. Und nur von da her läßt sich ermessen, welch gewaltige Leistungen etwa das gute Funktionieren der Kriegswirtschaft von 1939 bis 1945 oder das Sozialwerk der Lohn- und Verdienstersatzordnung darstellten.

Beinahe wäre man versucht, dem Schweizer eine gute Note zu erteilen für sein vorzügliches Lernen aus der Geschichte und beim Vergleich der Lage unseres Landes während der beiden Weltkriege einem Fortschrittsoptimismus zu verfallen. Aber Völkermorde wie die von 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 sind schlechte Ansatzpunkte für Frohmuth und leichtfertiges Pochen auf eigene Leistung. Vielmehr mahnen sie uns, die Größe der Gnade zu ermessen, die uns zwar Wirren und Nöte nicht erspart, uns aber vor Schlimmerem bewahrt hat.

General Wille und die Heimat¹

Von Oberstdivisionär Edgar Schumacher

Vor langen Jahren hat mir einmal ein wichtiger und einfältiger Mann gesagt, General Wille habe sich gewiß in mancherlei Hinsicht um das Militär verdient gemacht, aber, leider, die wahre Volksverbundenheit habe ihm eben doch gefehlt. Dem stimmte ich bei; denn ich wußte recht wohl, was der Mann unter der wahren Volksverbundenheit verstand: das biedere Händeschüteln nach rechts und nach links, damit man, wenn nicht bei allen, so doch bei der Mehrheit in Gunst und Gnade bleibe; das knallige Bekenntnis zu den Dingen, die selbstverständlich sind, wie etwa die Vaterlandsliebe; und vielleicht vor allem die «ehrfurchtsvolle» Scheu, von dem zu reden, was nicht gerne gehört wird. Das alles hat in der Tat Ulrich Wille gefehlt, und ich bin überzeugt, er hat es keinen Augenblick als Mangel empfunden. Es war ihm nämlich ernst um die Sache, und das hat ihn gänzlich von denen abgetrennt, denen es ernst ist um das eigene Vorwärtskommen. Das hat ihn oft in die Opposition, das hat ihn gelegentlich auch in

eine gewisse Einsamkeit gedrängt; da war es für die Schlaunen keine Kunst, hinzuweisen: Seht, wie wenig hat er doch gemeinsam mit uns und mit allen!

Es gibt, etwas obenhin unterschieden, zwei zustimmende Arten der Stellungnahme zur Heimat: dem einen ist sie der Ort, wo er sich wohlbefindet, dem andern die Stätte, an der seine Verantwortung sich erfüllt. Das wird auf verschiedenliche Weise zum Ausdruck kommen. Aber sicher ist, daß das erste bei den Menschen wohlgeleitener macht als das zweite. Man mag den Zufriedenen gut, weil er auch andere zufrieden läßt; man hat Mißtrauen gegen den von Verantwortung Bedrängten, weil er nicht anders kann, als auch seinerseits ein Bedränger sein. Erst auf große Entfernungen heben sich dann die bleibend gültigen Verhältnisse heraus. Und so stehen denn an vielen bedeutenden Stellen in der

¹ Aus «Heimatbuch Meilen 1963». Vergleiche Buchbesprechung in ASMZ Nr. 3/1964, S. 179.

Weltgeschichte die Standbilder solcher, denen die Heimat so teuer war, daß sie sich lieber ihr Mißtrauen und selbst ihren Haß zuzogen, als sich in der herben Treue des Dienens beirren zu lassen. Weil solche Verdienste aber weder aus den Präsenzlisten von Festversammlungen noch aus Wahlaufrufen und Reportagen sich herauslesen lassen, so geht der Zeitgenosse gleichmütig über sie hinweg; vielmehr, er empfindet sie gar nicht als Verdienste, weil so vieles in ihnen mitgeht, das der Behaglichkeit zuwider ist.

Ulrich Wille wußte zu unterscheiden zwischen verantwortlichem Verhalten gegenüber dem *einzelnen* und gegenüber der *Gemeinschaft*. Wer einem Menschen gut gesinnt ist, wird auch seinen Mängeln schonendes Verständnis entgegenbringen. Wer sich einer Gemeinschaft zuinnerst verpflichtet fühlt, der wird ihr gegenüber je und je für die Dinge eintreten, die besser zu machen sind. In der Gemeinschaft kommt es nicht darauf an, daß man nur möglichst nett und gefällig zueinander ist; es geht darum, in der Richtung des Zukunftverheißenden vorwärts zu gehen. Diese ganze elementare Unterscheidung verkennen wir von Tag zu Tag. Wir meinen, es sei dem Freund mit der Roheit unserer Kritik, wir meinen, es sei der Gesamtheit mit der Anschmiegsamkeit unseres Mitgehens gedient. Das ist falsch und eine Quelle manchen Übels. Darum sollten wir, auch wenn es uns gar nicht mundet, dankbar sein, wenn uns hie und da aufrichtige Leute an die gültigen Verhältnisse erinnern. Wir wollen uns freuen, wenn einer wie Ulrich Wille die Unerschrockenheit hat, den rechten Standpunkt zu vertreten, wenn er sich zu jener Haltung bekennt, die wir aus Eigennutz und Trägheit so oft verleugnen: Jede Schonung, jede Rücksichtnahme und jedes Verstehen dem einzelnen und seinem Ungenügen gegenüber; jede Unerbittlichkeit, jede Kompromißlosigkeit dort, wo die Angelegenheiten der Gemeinschaft in Frage stehen. Denn das erste ist immer nur aus der Seele, das zweite aus dem Geiste heraus zu bewirken.

Einmal, nach einer schmerzenden Auseinandersetzung in persönlichen Angelegenheiten, schreibt Ulrich Wille seiner Lebensgefährtin: dann «komme ich immer zu meiner alten Waffe im Kampf mit den Menschen zurück: zur Liebe und Nachsicht; und wenn ich diese meine erprobte Waffe wieder gefunden und in der Hand habe, dann bin ich glücklich.» Das ist seine immer wieder bewährte Einstellung dort, wo es um die persönliche Begegnung geht, wo es sich darum handelt, den einzelnen für gute Dinge zu gewinnen, indem man ihm seinen Wert, seine Freiheit und freilich damit auch sein Verantwortlichsein eindrücklicher macht. Es liegt darin auch das Geheimnis seines großen Erfolges überall dort, wo es ihm gegeben war, im persönlichen Dabeisein zum Rechten zu sehen und die menschlichen Gegenseitigkeiten aus seiner Denkart heraus zu beleuchten. Und ebenso unzweideutig anders war seine Haltung gegenüber den Dingen öffentlichen und allgemeinen Charakters. Man beweist den Respekt vor einer Gemeinschaft und erst recht vor einem Volke damit am besten, daß man ihnen etwas zumutet, daß man Sinn für das Wichtige und die Fähigkeit zu unbefangenen Urteil voraussetzt, daß man, wo es um Bedeutendes geht, auch gewichtige Forderungen zu erheben wagt.

Ulrich Wille hat es vielfach erlebt, daß manche hierin anders denken und daß in behaglichen Zeiten auch die öffentliche Meinung es lieber hat, wenn man ihr schmeichelt, als wenn man ihr Zumutungen stellt. In seinen «Gedanken über die Grundsätze einer neuen Militärorganisation» (1895) erwägt er einmal den vielvertretenen Standpunkt, man müsse im Bemühen um neue Dinge nicht von dem ausgehen, was man als unerläßlich betrachtet, sondern von dem, was man etwa als angenehm voraussetzen dürfe. Und er fügt dem bei, und spricht darin so recht seine innerste Überzeugung über die Pflichten des Verantwortlichen

gegenüber der Heimat aus: «Würden wir so handeln, so wäre dies das Handeln *unterwürfiger* Diener eines Tyrannen, nicht das Handeln *treuer* Diener des Volkes! Der *unterwürfige* Diener macht sich seinem Herrn angenehm und unentbehrlich, indem er dem Herrn das vorschlägt, was dieser selbst will, und indem er so den angenehmsten Dienst erweist, ihm die Verantwortung abzunehmen für sein eigenes Wollen. Der *treue* Diener aber tut seinem Herrn diesen Dienst nicht, im Gegenteil, durch sein lautes Aussprechen der Wahrheit will er seinen Herrn zu seinem Besten zwingen oder dann ihm das unangenehme Gefühl nicht ersparen, selbst volle Verantwortung dafür zu tragen, wenn er aus Bequemlichkeit oder aus anderen niederen selbstischen Motiven nicht leisten will, was wir nach unserer Kenntnis der Dinge für notwendig erachten, um das von den Vätern überkommene Erbe den kommenden Geschlechtern zu erhalten.»

Das war einst wie heute nicht der Weg, auf dem man Gunst erwirbt und in der öffentlichen Diskussion mit liebender Schonung erwähnt wird. «Unbequem» ist dein Name, und unter diesem wollen wir dich festhalten. Das hat bei Sokrates nicht erst begonnen und hört bei Ulrich Wille noch lange nicht auf. Es kommen aber gerade für ihn noch einige Erschwerungen hinzu. Wir wollen im besonderen die unverhältnismäßig lange Anlaufzeit nennen, mit welcher geistige Neueinstellungen im militärischen Wesen unter normalen Verhältnissen rechnen müssen. Nur die Not kann hier beflügelnd wirken; und Not haben wir auf diesem Felde seit mehr als anderthalb Jahrhunderten nicht mehr gekannt. Zwischen Saat und Ernte liegen Jahrzehnte und mehr; und wer gesät hat, ist lange vergessen, während der Erntende sich der Zustimmung der Mitlebenden erfreut. Es steht aber auch denen, die nicht einzig dem Augenblick gehorsam sind, recht wohl an, sich zuweilen daran zu erinnern, wo Anfänge gelegt und Ziele gezeigt wurden, und etwa auch einmal zuzugestehen: Es müssen gute Bürger und hingebende Diener des Gemeinsamen gewesen sein, die solches auf sich nahmen, in einem völlig deutlichen Wissen, daß man sie mißverstehen und beargwöhnen werde, daß diese Frucht wahrscheinlich erst nach dem Ende ihrer Tage gedeihen und andere die fröhlichen Nutznießer sein würden.

Besondere Erschwerungen beim Wirken in der Öffentlichkeit erwarten in der Schweiz den Berufsoffizier. Mehr als anderswo ist für ihn die Gefahr der Isolierung nahe. Die kleine Zahl verhindert das Werden eines eigentlichen Berufsstandes, der in freier Konkurrenz neben andern seine Ansprüche geltend macht. Die an sich so fördernde und unvergleichlich fruchttragende Tatsache, daß bei uns Soldatsein mit jedem bürgerlichen Beruf zusammengehen kann, stellt leicht den, der einzig den militärischen Beruf ausübt, in die Beleuchtung eines Spezialisten, von dem man außerhalb des genau umrissenen Fachgebietes eigentlich wenig oder nichts erwartet. Es braucht besondere Voraussetzungen, um den Anschluß an das Gemeinsame nicht zu verlieren und erst recht, um aus Kompetenz in den Angelegenheiten des öffentlichen Wesens mit dabei zu sein. Zwei der wichtigsten kommen in der Person Ulrich Willes zu eindrucksvoller Gestaltung: das wohlgegründete Fundament einer großen persönlichen Kultur und eine überzeugende Gabe der Äußerung. Aus ihnen erklärt sich vor allem die Eindringlichkeit seiner Wirkung. Man kann anderer Auffassung, man kann gelegentlich sogar anderer Überzeugung sein: selbst dann entzieht man sich der gleichsam unwiderstehlichen Konsequenz seiner Folgerungen und ihrer bezeichnenden Einfachheit nicht. Immer wieder ist die Empfindung gegenwärtig: Es könnte ja gar nicht anders sein. Kann die Kunst der Darstellung Bedeutenderes erreichen?

Ein eigenes Gefühl des Daheimseins geht mit. Da redet, schreibt, handelt einer, der weiß, wo er steht und wo er zu Hause

ist. Das gilt für Seele, Geist und Leib. Wir gehen keine phantastischen Wege in seiner Begleitung; wir werden nicht zu verwegendem Abenteuer fortgerissen. Wir sind in der Heimat; wir bleiben hier, und wir spüren, daß hier sich erfüllen muß, was uns Wert gibt und was Zuversicht schenkt. Immer handelt es sich um die Angelegenheiten unseres Landes und Volkes, und aus allem und aus der kleinsten Einzelheit geht die bleibende Feststellung hervor: Die einzige Gewähr für die glückliche Dauer eines Gemeinwesens ist die charakterliche Tüchtigkeit seiner Bürger. Es geht nicht darum, Zufallsfortschritte zu machen; es geht um Verankerungen. Ulrich Wille hat das in gewollter, klarer Begrenzung auf dem Felde des Militärischen erstrebt. Eine so wichtige, eine in der Schweiz so traditionsbefrachtete Einrichtung wie das Militär kann nicht Wandlungen durchmachen, von denen das Ganze unberührt bliebe. Durch die energische, fast ausschließliche Beschränkung auf das Wehrwesen war es Ulrich Wille möglich, trotz allen Widerständen dem Weg treu zu bleiben, der einzig dem wünschbaren Ziele entgegenführte und der für nachkommende Generationen verpflichtend blieb. Das gab seinem Dienst für die Heimat die größtmögliche Konzentration und ließ ihn bis zum größten möglichen Erfolg gedeihen.

Es mag aber eines in aller Anstrengung und Mühsal überaus hilfreich gewesen sein: das Wissen, daß all dieser Dienst um die Heimat von einem Mittelpunkt ausging, der den Gedanken Heimat im Nahen und Nächsten auf eine beglückende Weise darstellte. Da war dieses Haus Mariafeld, die wonnige Heimstätte des kindlichen Werdens und Reckens, der schöne Ausgangsort für Erleben und Reifen, die besonnte Stätte der Heimkehr und neuen Festigung nach dem vorübergehenden Ausscheiden aus dem Militärdienst. Es war die Trutzburg dessen, der nun wiederum in sich selber und unter dem liebenden Anteilnehmen der Nahen sich sammeln mußte zu neuem Aufstieg und höchster Leistung als Reorganisator der Armee, das froh geöffnete Ausfallstor zum entscheidenden Wirken als General und endlich wieder Heim, Heim, als das beste Teil dessen, der eine Sendung erfüllt hat. In eben jenem Mittelpunkte, von dem er ausging, durfte er die Summe des Erlebens und des Weisewerdens bergen für alle, die in seinem geistigen Bereiche standen, und für viele, die nachfolgen werden. Es wäre für uns eine Anmaßung, von alledem im genaueren reden zu wollen, da es seine schöne und innerhalb unserer Gegebenheiten abschließende Darstellung erfahren hat in Carl Helblings Geschichte des Hauses Mariafeld und, auf das bedeutendste ergänzend, in seiner Biographie des Generals. Nur eben an dem möchte uns heute gelegen sein, es mit rechtem Nachdruck zu wiederholen, daß dieses Haus und seine Geistigkeit nicht etwa eine Kulturinsel im Niemandsland, vielmehr ein aufleuchtender Inbegriff vielfältigen Dazugehörens war, daß Weinberg und See, daß Land und Volk nicht minder an seiner seelischen Wesensart mitgebaut haben als die Gegenwart auserlesener und bevorzugter Geister. Vom Gedanken Heimat ist der Begriff der Zugehörigkeit nicht abzutrennen.

Ulrich Wille hat zu diesem Land, zu diesen Menschen, in diese Verhältnisse gehört, und eben im Nahen mag er oft genug die freundliche Bestätigung gefunden haben für das, was er im Weiten und im Gesamthaften als das Gute und das Gültige erkannte. Er hat sich zu alledem immer wieder bekannt mit jener stillen und vorbehaltlosen Gläubigkeit, mit der starke Naturen von jeher von ihrem Dazugehören Zeugnis gaben. Er hat an die gesunde Wesensart unseres Volkes und an seinen redlichen Willen geglaubt; er hat auf den eigenen Wert und die Unersetzlichkeit unseres Wehrsystems sein ganzes Vertrauen geworfen. Und wenn in den Wechselfällen der kämpferischen Auseinandersetzungen ihm dies oder jenes bedenklich oder fast unerträglich vorkommen wollte,

ist er zu diesen festen Untergründen hinabgestiegen und hat aus dem Überzeugtsein von ihrer Unerschütterlichkeit Mut und Entschluß aufs neue erfrischt. Keiner streitet ein Leben lang für eine Sache, mit der ihn nur Pflicht und Zustimmung verbindet. Das Herz will seinen Anteil haben, und von eben diesem Anteil gibt jede Seite und jeder Tag seines Wirkens auf irgendeine Weise Kunde.

Für den Böswollenden sind freilich Äußerlichkeiten immer besonders ergiebige Ansatzpunkte: Es kommt gar nicht in Frage, sie in Abrede stellen zu wollen, und der Auslegung bleibt freie Bahn. Die aus den Verhältnissen heraus so eindeutig gegebene Beziehung zu deutschem Wesen und deutscher Bildung hat Ulrich Wille wohl mehr Anfeindungen gebracht als dem und jenem anderen handgreifliche Mängel des Charakters oder des Verhaltens. Aus mancher seiner Äußerungen spricht uns heute noch lebhaft an, was damals einem jeden, der ein wenig um seine Art wußte, selbstverständlich war: daß solche Verbindungen, sie mochten noch so wert und lieb sein, hinfällig wurden vor der Pflicht und vor dem Dienst an der Heimat. Er hat es sich während seiner Generalszeit strikte verboten, mit Nahestehenden, die auf irgendeine Weise mit dem deutschen Heer verbunden waren, zu korrespondieren: «Das gehört mit zu meiner Unverwundbarkeit gegen Verdächtigungen.» Und der Gattin schrieb er in den ersten Kriegswochen: «Das Bewußtsein, daß ich bei meiner Pflichtauffassung und Erfüllung von solcher Sympathie nicht beeinflusst werden kann, ist mein Stolz.»

Es mag schön sein, daß ihm der Dialekt nie besonders vertraut wurde; aber geflissentlich geringgeschätzt hat er ihn fürwahr nicht, und es klingt doch etwas von besonderer Zärtlichkeit heraus, wenn er der Lebensgefährtin schreibt, daß die «Briefli» von ihr das Beste seien an seinem jetzigen Aufenthalt. Und das Ohr für mundartliche Ursprünglichkeit hat er offenbar gehabt und das auch etwa einmal zu heiterer Wirkung gebracht. Da steht ein vergnügtes Geschichtlein in einer hübschen Anekdotensammlung, die kurz nach dem Tode des Generals in der «Züricher Post» erschienen ist. Es war vor dem Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm II. und den bekannten Manövern von 1912. Wille fuhr mit einem Freunde über Land. Zufällig war der Name des Chauffeurs auch Wilhelm, und das gab zu einigen Betrachtungen und vielleicht auch kleinen Bedenken Anlaß. Bei einer Scheune hielt das Auto. Der Chauffeur, der öffnen wollte, rutschte aus und fiel in die saftige Jauche, oder auf gut schweizerisch in die «Gülle!» «Schön», sagte Wille, die Sache ist in Ordnung, «der Mann heißt von jetzt an nicht mehr Wilhelm, sondern Guillaume (= Güllenhomme)!»

Das gehört doch auch sehr dazu, dieses freundliche Walten einer stillen Heiterkeit, die zur rechten Stunde ihren unbefangenen Ausdruck findet. Sie ist für den, der einer strengen Pflicht dient, von zwiefacher Bedeutung, und sie war es ganz gewiß auch für Ulrich Wille. Es war so vieles da, das ihn zur Heftigkeit und Härte hätte aufrufen können; es war so oft Anlaß zur Erbitterung und nicht selten auch zu eigentlicher Verbitterung vorhanden. Das hätte alles sich verstehen lassen; aber es hätte dem Werk Eintrag getan. Und da war es eben diese aus Überwindung aufwachsende Heiterkeit, die allmählich vom Tragischnehmen der Dinge sich entfernte, ohne deshalb an Innigkeit der Anteilnahme einzubüßen, die vor dem Absinken ins Dumpfe jederzeit bewahrte und auch die Müdigkeit, die sich zuweilen melden mochte, in neuen Entschluß wandelte. Dann konnte wohl jene Stimmung sich einstellen, die der erwünschte Anfang zum Aufstieg ist und die er einmal so festhält: «Dabei sagt mir eine kleine innere Stimme schalkhaft, aber doch ganz leise: Das kannst du ganz gut...»

Und dann kommt das andere: Wir müssen herb und streng sein, wo wir Forderungen durchzusetzen haben; aber in eben dem Moment, wo unsere Forderung nun den einzelnen trifft, hängt ihre Durchschlagskraft so überaus davon ab, ob er sie als feindlich oder als freiwillig empfinde. Das hat nichts mit ihrer Intensität, das hat nur mit ihrer Wirkensart zu tun. Da erweist sich nun abermals die Überlegenheit dessen, der aus dem Hellen heraus verlangt und handelt. Wir haben viele Zeugnisse für die bedrängende Art, mit der Ulrich Wille Menschen zu ergreifen vermochte. Und ihr allgemeinstes Kennzeichen wird dieser Geist des Hellen sein, der so nahe Gemeinschaft hat mit dem Geist der Güte.

Die österreichisch-ungarische Heeresleitung 1914

Von Feldmarschalleutnant a. D. Béla von Lengyel

Vor 50 Jahren, am 28. Juni 1914, fielen die tödlichen Schüsse der serbischen Attentäter auf das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar in Sarajewo und lösten den Weltkrieg 1914 bis 1918 aus. Die Ursachen dieses Weltbrandes liegen viel tiefer zurück und sind recht mannigfaltig. Wir wollen uns aber hier nicht mit den politischen Hintergründen dieser Epoche befassen, sondern versuchen, die Entschlüsse der österreichisch-ungarischen Heeresleitung in militärpolitischer und operativer Hinsicht mit dem Abstand von einem halben Jahrhundert zu analysieren.

Voll Begeisterung für den Kampf um den Bestand der Monarchie zogen die Truppen des österreichisch-ungarischen Heeres opferfreudig und pflichtbewußt ins Feld. Die Blüte dieser schönen Armee verblutete, ohne den Sieg an ihre Fahnen knüpfen zu können. Nicht die Truppen – in deren Reihen ich als junger Zugführer und Kompagniekommandant die Ehre hatte zu kämpfen – tragen hiefür die Verantwortung, sondern die Führung. Nur schwer konnte ich mich zu dieser Studie durchringen, denn ich befürchtete, sie könnte dem Andenken dieser ehemaligen Armee in ihrer Gesamtheit schaden. Dann sah ich aber ein, daß, je objektiver ich meine Betrachtungen wiedergebe, um so mehr Gewinn jene Armee und mit ihr alle ihre braven, heute schon hochbejahrten Krieger haben, die damals mutig und tapfer in den Kampf gezogen sind.

Die Ereignisse jener kritischen Tage lassen sich kurz wie folgt zusammenfassen: Am 23. Juli, nach den polizeilichen Untersuchungen in Sarajewo, wurde der serbischen Regierung in Belgrad eine auf 48 Stunden befristete energische Note – kein Ultimatum – wegen der aufgedeckten großserbischen Umtriebe auf dem Hoheitsgebiete der Monarchie überreicht¹. Die am 25. Juli um 18 Uhr erteilte Antwort betrachtete das österreichisch-ungarische Außenministerium in Wien als unbefriedigend, und die diplomatischen Beziehungen mit Belgrad wurden sofort abgebrochen. Gleichzeitig wurde in Wien die Mobilisierung für den «Kriegsfall Balkan» – sie betraf 8 Korps und 3 Kavalleriedivisionen – angeordnet und zum ersten Mobilmachungstag der 28. Juli bestimmt. An diesem Tage um 11 Uhr wurde der serbischen Regierung der Kriegszustand telegraphisch über Bukarest notifiziert. Rußland begann am 25. Juli die Mobilisierung seiner westlichen Militärbezirke, worauf am 31. Juli in Wien aus Gründen der Sicherheit die «allgemeine Mobilisierung» mit dem

Das Werk will und muß dem Tag gerecht werden. Es erfüllt seine Bestimmung unter den Bedingungen der Gegenwart. Es wird in einer Gemeinschaft, die nicht dem Untergang nahe ist, aufgenommen, weitergetragen, gewandelt. Es bleibt, wenn es stichhaltig war, dann irgendwo eingereiht in die Kette der verdienstlichen Leistungen. Spätere werden es nur noch andeutend aus seinen Folgerungen begreifen und würdigen. Das Bild der Persönlichkeit ist durch kein späteres zu ersetzen; denn kein anderes, und wäre es das bedeutendste, ist ihm ähnlich. Das bleibende Vermächtnis, das einer der Heimat lassen kann, ist die Spur seines Dagesenseins. Ulrich Willes Nachleben hat manche gute Verheißung als Vorausreiter.

4. August als erstem Mobilmachungstag und der Aufmarsch gegen Rußland angeordnet wurde. In Berlin wurde die «allgemeine Mobilmachung» am 1. August befohlen und gleichzeitig Rußland der Krieg erklärt. Am 3. August folgte die Kriegserklärung an Frankreich, am 4. August an Belgien. England erklärte darauf am 4. August Berlin den Krieg, und am 5. August überreichte die Monarchie Rußland die Kriegserklärung. Frankreich und England erklärten der Monarchie erst am 12. August den Krieg.

Die durch diese Entscheidungen geschaffene politische Lage bildete für die Doppelmonarchie den Rahmen zu ihrem größten und letzten Waffengang. Ihre beiden Verbündeten – Italien und Rumänien – lehnten den Eintritt des «casus foederis» ab und blieben neutral. Für die Monarchie war es noch immer besser, zwei unzuverlässige Verbündete in der Nachbarschaft zu haben als zwei erklärte Feinde.

Die Krise von 1914 fand das österreichisch-ungarische Heer organisatorisch in einem kritischen Zustand. Seine Artillerie war in Umarmierung und Vermehrung begriffen. Mit Ausnahme der 8-cm-Feldkanone und der Gebirgsgeschütze war das Geschützmaterial veraltet. Wohl verfügte es über einige prächtige motorisierte Mörserbatterien 30,5 cm, aber die wichtigsten 10- und 15-cm-Haubitzen waren keine Rohrrücklaufkonstruktionen, mit einer maximalen Schußweite von 5500 m. Dann war man im Übergang vom drei- auf den zweijährigen Präsenzdienst, bei Erhöhung der Rekrutenkontingente, um so die personellen Voraussetzungen zur Aufstellung von Reservedivisionen im Kriegsfall vorzubereiten. Alles in allem wäre die Monarchie schon nach 4 bis 5 Jahren militärisch bedeutend kräftiger dagestanden.

Der Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes, General der Infanterie Freiherr von Conrad, hatte sich indes im Ministerrat am 7. und 19. Juli und vor dem Monarchen nicht zu überwinden verstanden und die damaligen vorübergehenden Schwächen des Heeres, welches zur Zeit nur für einen Waffengang am Balkan, nicht aber für einen Zweifrontenkrieg gleichzeitig gegen Rußland und Serbien und noch weniger für einen europäischen Krieg geeignet war, aufzudecken. Graf Berchtold, dem Vorsitzenden des gemeinsamen Ministerrates, waren die Probleme des Zweifrontenkrieges nicht unbekannt. Im Jahre 1912 führte ihm einer der fähigsten Generäle und damaliger österreichisch-ungarischer Kriegsminister, General der Infanterie von Auffenberg, aus, daß ein gleichzeitiger Krieg am Balkan und gegen Rußland von der Monarchie militärisch nicht zu lösen sei. General der Infanterie von Conrad hätte unumwunden, wie 1870 einer seiner Amtsvorgänger, Feldzeugmeister von Kuhn, es getan

¹ Die 1910 von Serben bewohnten Gebiete der Monarchie waren: Bosnien mit 1,1 Millionen, Kroatien mit 650000 und Südungarn mit 460000. Letztere beide waren Nachkommen von Flüchtlingen der Türkenkriege oder waren nach diesen im 18. Jahrhundert dort an der «Militärgrenze» angesiedelt worden.